

»Ich habe keine ›Krisen‹ und schon gar keine Schreibkrise«

Ein Brief Ingeborg Bachmanns aus den 1960er-Jahren

KERSTIN PUTZ

In seiner Kulturgeschichte der Melancholie beschreibt László Földényi selbige als »negativen Abdruck unseres Alltags«: Zu einer »negativen« Wirklichkeit« entfaltet, finde sich in der Melancholie dasjenige, was in der Alltagswelt unausgesprochen, unrealisiert, reine Möglichkeit bleibe.¹ Die Melancholie zeige uns die Welt in umgekehrter Perspektive, mache sichtbar, was die bürgerliche Gesellschaft zu verschleiern trachte: das Unverständliche, Unerreichbare, nicht Benennbare, ein »Reich der Rätsel und Geheimnisse«.²

Private Aufzeichnungen und Briefe aus dem Nachlass Ingeborg Bachmanns (1926–1973) zeugen von der Erfahrung einer »negativen Wirklichkeit« der Schwermut, des Schmerzes und der Depression ebenso wie von psychischen und physischen Ausnahmezuständen, die für die Autorin mit Klinikaufenthalten und langwierigen Genesungsprozessen verbunden waren und in ihrer Negativität eine melancholische Gemütsverfassung zuweilen weit ins Destruktive überboten. Lesen und kommentieren wir Bachmanns nachgelassene, zutiefst persönliche Aufzeichnungen aus ihrer »Zeit der Krankheit«,³ so dringen wir in eine Sphäre, die die Schriftstellerin selbst in ihren Texten immer wieder als schützenswert beschrieb: Das »Recht auf das Private, das Geheimnis«⁴ gelte es zu wahren, schrieb Bachmann mit Blick auf die Dichterin Sylvia Plath (1932–1963), das Persönliche vor den Augen der Öffentlichkeit, vor der Indiskretion und ihren zerstörerischen Folgen zu schützen.⁵ Zugleich sind es konkrete, ungeschönte, oft abgründige Erfahrungen von Verzweiflung und Verletzbarkeit, die sich in Bachmanns Werk – allen voran in den Texten und Entwürfen zu den Romanen des »Todesarten«-Projekts⁶ – literarisiert, chiffriert, verwandelt wiederfinden. Soll es in diesem Beitrag um einen Brief Bachmanns aus besagter Phase ihrer »Krankheit« gehen, so geschieht dies im Wissen darum, dass damit an jene Grenze gerührt wird, die das Private vom Öffentlichen, das Leben vom Schreiben – wenn auch nie einhellig, nie geradlinig – trennt.

Nicht erst seit ihrer Trennung vom Schweizer Schriftsteller Max Frisch (1911–1991), mit dem Bachmann von 1958 bis 1962 liiert war, waren ihr solche »negativen« Zustände bekannt, deren Symptome nicht eindeutig dem Bereich der

42310412/1

Dr. Schulze,

1

Caro Dottore,

danke vielmals für Ihren Brief und die Fotokopien. Mein Verleger war damals schon abgereist. Ich bin ganz froh darüber, denn wahrscheinlich hätte ich ihm das nie erklären können, er ist ja kein Psychiater, sondern eben eine Person, die an das "Wahre Gute und Schöne" glaubt, im übrigen hofft, dass alles doch nicht so schlimm sei und dass ich ein neues Buch bis zum Herbst habe. Das hoffe ich auch. Aber auch nur das. Zu den Briefen fällt mir eigentlich nichts ein, seis weil ich zu abgestumpft bin, seis weil mir das alles wie ein einziges cauchemar vorkommt, noch oft, noch immer.

Das einzige, was ich, an Sie denkend, tun kann, ist: mich heraustrainieren, so gut es eben geht, und das versuche ich wirklich. Und da ich so schnell nicht lernen werde, mich zu wehren, versuche ich zu verstehen. Oder zu vergessen.

Oft denke ich an unsre Unterhaltungen im allgemeinen, und dann fällt mir auch ein, dass ich einiges nicht ganz gesagt habe, ja dass man es überhaupt nicht kann. Ich sagte Ihnen schon, dass mir einiges erst aufgefallen ist, nachdem sie mir die "Krankengeschichte" gezeigt haben, und so zum Beispiel, meine wahnwitzige Angst, ermordet zu werden, die langsam abnimmt, aber immer wieder auftaucht. Und zugleich fällt mir ein, dass mir vor lauter Unglück und "Erleiden" etwas halb und halb entgangen ist, das ist, was man gemeinhin ~~wah~~ den Hass nennt. Dass es mir entgangen ist, das hängt wohl damit zusammen, dass ich mich dauernd mit dem beschäftigt habe, was man mit mir gemacht hat, und jetzt bemerke ich mit Schrecken, wie sehr ich hasse, wie sehr ich alles mobilisiere an Verstehen, Wissen, Einsichten, Mitleid, um dieses Gefühl unterdrücken zu können. Wenn das überhaupt noch ein Gefühl ist. Es ist ja nichts dergleichen. Es ist eine Zerstörungswut ohne Sinn und Ziel und ohne Ventil. Ich sitze hier in einem Zimmer von Frau Auer, in dem liegt eine Platte von diesem Menschen, mit seinem Bild, mit dem Titel dieses Buchs, und ich wollte sie heut zertreten, natürlich tut man das nicht, man tut ja nie etwas, was man möchte. Man zündet sich höchstens eine Zigarette an, um sich zu beruhigen. Was macht man mit soviel Hass? Der muss aufgelaufen sein, wie unterirdische Rechnungen auflaufen, ich weiss nicht, wann das angefangen hat.

Abb. 1: Brief von Ingeborg Bachmann an Helmut Schulze, undatiert [Mitte der 1960er-Jahre], Bl. 1 von 4. Nachlass Ingeborg Bachmann, Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek, Sign.: LIT 423/B412/1.

Physis oder der Psyche zuzuschlagen sind. So schreibt sie bereits 1960 an Frisch: »Something is wrong with me. Aber ich weiss nicht, wo der Defekt zu suchen ist, ob im Körper oder in der Seele.«⁷ Mitte der 1960er-Jahre, als Bachmann ihren undatierten, Fragment gebliebenen und wohl nicht abgeschickten Brief an den »Caro Dottore« (ihren Arzt und Psychotherapeuten Helmut Schulze) verfasst (Abb. 1),⁸ liegen Zusammenbrüche, medizinische Eingriffe, ärztliche und therapeutische Behandlungen bereits hinter ihr. Für ihr schwer zu fassendes Krankheitsbild findet die Genesende mit dem notwendigen Abstand, aus zeitlicher Distanz heraus und vermittels der zugleich vertraulich an ein Gegenüber wie selbstreflexiv an sich selbst gerichteten Briefform unterschiedliche Begriffe, Vergleiche und Bezeichnungen: Es ist von einem einzigen »cauchemar«, einem Albtraum, die Rede, von »Unglück« und »»Erleiden««, einer »saison dans l'enfer« – einer ›Zeit in der Hölle‹ in Anlehnung an Arthur Rimbauds (1854–1891) Prosagedichte »Une Saison en Enfer«.⁹ An anderer Stelle spricht Bachmann von »Miserie« und »Finsternis«, einem ›dunklen Übel‹ (»male oscuro«), einem »wahn-sinnigen Leiden«, einem Zustand des Unbehagens, des »malessere«.¹⁰

Drastisch und literarisch variantenreich sind die Versuche Bachmanns, Worte für einen Krankheitszustand zu finden, der ihr die schriftstellerische Arbeit über längere Zeit hinweg verunmöglichte. Ein Wort schließt sie dabei zur Beschreibung aus: jenes der ›Krise‹. Viel zu schwach, zugleich zu profan und zeitgeistig mag dieser Begriff für Bachmann anmuten: »Ich habe keine ›Krisen‹ und schon gar keine Schreibkrise, nie gehabt, eben nur die Problemchen, die wir alle haben vor der Schreibmaschine.«¹¹ Was »alle« betrifft, lässt sich aus diesen Zeilen lesen, das reicht an die existentiellen Nöte und individuellen Symptome des/der Einzelnen nicht heran. Was »alle« Schreibenden betrifft, das sind alltägliche »Problemchen« und Schreibblockaden – für Bachmann an dieser Stelle nicht der Rede wert angesichts schwerer wiegender Umstände. Es sind die Gesetze des Literaturbetriebs und der Buchproduktion, die Konventionen einer ›schönen Literatur‹ und die damit verbundenen Anforderungen an den schriftstellerischen Beruf, die Bachmann als unerträglich zurückweist. Wo, wie andernorts in kapitalistischen Zusammenhängen, Konformitätsdruck und Marktkalkül herrschen, dort scheint es für die Genesende schwer und zugleich wenig erstrebenswert, einen Platz für sich zu finden. Sie könne »nicht da hinunter, wo die Geschäfte gemacht werden«,¹² notiert Bachmann, dem Wunsch Ausdruck verleihend, das eigene Werk gleichsam vor der Verwertbarkeit in Schutz zu nehmen. Dieser Wunsch – und die damit verbundene Kritik an der Entfremdung und Versachlichung unserer Lebensverhältnisse – gehen indes nicht mit der Mystifizierung

der eigenen Künstler:innenexistenz oder des literarischen Schreibens als genialisch-kryptischer Tätigkeit einher. In einem Interview aus dem Jahr 1964 stellt Bachmann diesbezüglich klar: »[...] ich schreibe, dazu brauche ich Papier, Feder, eine Schreibmaschine, einen ausgeschlafenen Kopf, und der Rest ist Arbeit.«¹³

ANMERKUNGEN

- 1 László F. Földényi: *Melancholie*. Aus dem Ungarischen übersetzt von Nora Tahy, durchgesehen von Gerd Bergfleth. München: Matthes & Seitz 1988, S. 216.
- 2 Ebd., S. 208.
- 3 Vgl. Ingeborg Bachmann: »Male oscuro«. Aufzeichnungen aus der Zeit der Krankheit. Traumnotate, Briefe, Brief- und Redeentwürfe. Hg. von Isolde Schiffermüller, Gabriella Pelloni. Berlin: Suhrkamp 2017.
- 4 Ingeborg Bachmann: *Die Glasglocke / Das Tremendum* (über Sylvia Plath). In: Dies.: *Kritische Schriften*. Hg. von Monika Albrecht, Dirk Götttsche. München, Zürich: Piper 2005, S. 450–452, hier S. 450.
- 5 Vgl. Kerstin Putz, Michael Hansel: »Wo kein Geheimnis war, wird nie etwas zu finden sein«. Vorwort. In: Ingeborg Bachmann. *Eine Hommage*. Hg. von Michael Hansel, Kerstin Putz. Wien: Zsolnay 2023 (= Profile 29), S. 9–11.
- 6 Aus dem Romanzyklus der »Todesarten« erschien zu Bachmanns Lebzeiten nur der Roman »Malina« (1971). Sowohl das »Buch Franza« als auch das »Buch Goldmann« blieben unvollendet (vgl. dazu den Kommentar in: Bachmann: »Male oscuro« [Anm. 3], S. 145–196).
- 7 Brief von Ingeborg Bachmann an Max Frisch, undatiert [18. November 1960]. In: Ingeborg Bachmann, Max Frisch: »Wir haben es nicht gut gemacht.« *Der Briefwechsel. Mit Briefen von Verwandten, Freunden und Bekannten*. Hg. von Hans Höller u. a. München, Berlin, Zürich: Piper, Berlin: Suhrkamp 2022, S. 183 f., hier S. 183.
- 8 Brief von Ingeborg Bachmann an Helmut Schulze, undatiert [Mitte der 1960er-Jahre], 4 Bl., Nachlass Ingeborg Bachmann, Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek, Sign.: LIT 423/B412/1–4 (abgedruckt in: Bachmann: »Male oscuro« [Anm. 3], S. 62–67; in diesem Band finden sich fünf weitere Briefe Bachmanns an Helmut Schulze).
- 9 Ebd., Bl. 1 und 4 und vgl. Bachmann: »Male oscuro« (Anm. 3), S. 62 und 66. – Zu Rimbaud vgl. Arthur Rimbaud: *Une Saison en Enfer / Eine Zeit in der Hölle* [1873]. In: Ders.: *Sämtliche Dichtungen*. Französisch und Deutsch. Hg. und übertragen von Walther Küchler. Frankfurt am Main: Fischer 2010, S. 286–347.
- 10 Bachmann: »Male oscuro« (Anm. 3). Die Zitate finden sich in der genannten Reihenfolge auf den Seiten 80, 81, 91, 68 und 80.
- 11 Brief von Bachmann an Schulze (Anm. 8), Bl. 4 und vgl. Bachmann: »Male oscuro« (Anm. 3), S. 66.
- 12 Brief von Ingeborg Bachmann an Helmut Schulze, undatiert. In: Bachmann: »Male oscuro« (Anm. 3), S. 68–72, hier S. 72.
- 13 Ingeborg Bachmann im Interview mit Alois Rummel, 25. November 1964. In: Ingeborg Bachmann: *Wir müssen wahre Sätze finden. Gespräche und Interviews*. Hg. von Christine Koschel, Inge von Weidenbaum. 4. Aufl. München, Zürich: Piper 1994, S. 47–50, hier S. 47 f.